

Die Legende von St. Peter und dem bösen Weibe [Schluss]

Autor(en): **Mattes, Eugen**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **33 (1943)**

Heft 10

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636434>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Legende von St. Peter und dem bösen Weibe

Erzählt von Eugen Mattes

(Schluss)

Der Strahl der Morgensonne weckte Petrus des anderen Tages in seinem hohen Turmgemach auf Klingeneegg, das ihm als Schlafstätte angewiesen worden war. Gähnend streckte er sich in seinem hohen Himmelbett und schob die Vorhänge zurück. Dann besann er sich, wo er war, und zugleich kam ihm auch der Auftrag in den Sinn, den er heute auszuführen hatte, und eine Falte des Unmutes trat auf seine Stirn. Diese aber verschwand wieder, als er das selten schöne Bild beschaute, das sich seinen Blicken darbot, als er an das Fenster trat und in die Landschaft hinaus sah. Im Tale wogten einem Meere gleich die Nebel. Nur da und dort schauten die waldgekrönten Höhenzüge wie Inseln daraus hervor, und weit im Süden blitzten der Säntis und die Churfürsten silbern durch den glasklaren Herbstmorgen. Zu Füssen der hochgebauten Burg aber wogte und kochte es. Auf und nieder, hin und her stiessen sich die Nebelmassen wie von unsichtbaren Mächten getrieben. Wolkentürme ballten sich, stiessen hinauf ins Licht und lösten sich auf, im Tale schnell einen Acker, ein Stück des Flusses oder ein Bauerngehöft zeigend. Dann aber schlossen sich die weissen Nebelwellen wieder als wollten sie das, was im Tale lebte für alle Zeiten dem Licht der Sonne verbergen.

Lange sah Petrus diesem seltsamen Naturschauspiele zu, es mit der menschlichen Seele vergleichend, in der Gut und Böse, Licht und Finsternis, Hoffnung und Enttäuschung gleichermaßen durcheinanderwogen.

Indessen war der Schlummer vollends aus seinem Gesichte gewichen, und er stieg hinunter, um mit den andern, die sich gleich ihm vom Nachtlager erhoben hatten, den Morgenimbiss einzunehmen. Nachdem Petrus gehörig gespeist und sich durch den Schlossherrn über die Oertlichkeiten seines neuesten Wirkungskreises genugsam hatte unterweisen lassen, zog er aus, seine Mission zu erfüllen. Festen Schrittes wanderte er über den Schlosshof und die Zugbrücke und war bald im dichten Nebel verschwunden. Erst sah er die Sonne noch wie eine matte gelbe Scheibe durch den Nebel leuchten; bald aber verschwand sie ganz, und das Herz des Apostels, das eben noch recht zuversichtlich geschlagen hatte droben in der Sonne, wurde verzagt. So schritt er denn nicht eben fröhlich durch den Wald zu Tale. An den Aesten der Tannen, die schwer und traurig herniederhingen, hatten sich Tausende von Tropfen gebildet, die sich beim leisesten Luftzuge lösten und sich in kaltem Schauer über Petrus ergossen, der dahineilend mit seinem Gewande den nassen Farn zu beiden Seiten des Weges streifte, so dass es bald vor Nässe klatschend um seine Beine schlug. Immer stärker wirkte die graue Landschaft auf das Gemüt des wandernden Petrus, und immer weniger glaubte er an ein gutes Gelingen seines Vorhabens, je näher er der Stätte kam, wo er seine christliche Ueberzeugungskraft unter Beweis stellen sollte.

Als er nach kurzem ins Dorf kam, sah er nicht die behäbigen Bürgerhäuser mit den schönen rotgestrichenen Riegelwerken, nicht die sauberen Bauernhöfe mit den kunstvoll geflochtenen Miststöcken, und die Leute, die ihm begegneten schienen ihm mürrisch und unfroh. Als gar einige Mägde, die sich am Dorfbrunnen zu einem kleinen Klatsch zusammengefunden hatten, giftige Blicke nach ihm schossen, da sank sein Mut vollends, und er hätte sich die Zunge abbeissen mögen über die vorlauten Worte, die ihm diese Mission eingetragen hatten.

Unterdessen hatte er sich dem Hause genähert, das nach der Beschreibung des Ritters dasjenige sein musste, in dem das unfriedliche Paar wohnte. Der Mann war seines

Zeichens ein ehrbarer Sattlermeister, was der mit allerlei Saumzeug behangene Pferdeköp bewies, der über der Haustüre prangte, dem Unkundigen, der den Sattler benötigte den Weg zu weisen. Eine laut schimpfende Frauenstimme, die durch die offene Haustüre drang, beraubte den Apostel des letzten Zweifels, am richtigen Orte zu sein, und mit einem schweren Seufzer trat er über die Schwelle, entschlossen, den Kampf mit dem Drachen zu wagen wie weiland der heilige Georg. Aber kaum war er in die dunkle Hausflur getreten, als auch schon ein Mann in aller Eile daraus ins Freie strebte und im Nebel verschwand, schneller als ein flüchtiges Reh im Walde. Im selben Augenblick trat auch schon die schimpfende Hausfrau aus der Küche in die Hausflur und ehe sich Petrus versah, flog ihm etwas gegen den Kopf, das mit einem dumpfen Knall in tausend Scherben zersprang, einen schmierigen, nicht sehr wohlriechenden Inhalt über ihn ergiessend.

Das keifende Weib hatte eben Hundefett ausgelassen, das gut war gegen viele Gebresten und es zur Aufbewahrung in ein irdenes Töpflein gegossen, als es eben seinen Mann aus der Werkstatt kommen und auf leisen Sohlen über den Gang huschen hörte. Da es die Zeit des Frühschoppens war, wusste sie, dass er sich wieder in die nahe Pinte begeben würde. Diese Untugend des Sattlermeisters nahm seit einiger Zeit immer stärker überhand und stand im Begriffe, sich langsam einzubürgern.

Ergrimmt über dieses Vorhaben ihres Mannes, nahm die Sattlerin, des Zornes voll, das bewusste Töpflein, das ihr als erster Gegenstand in die Hände geriet, der sich als Wurfgeschoss eignete und warf es, den Apostel im Zwielficht der Hausflur für ihren Mann haltend nach der Gestalt. Kaum aber waren die splitternden Scherben zu Boden gefallen, als sie sich auf die Köstlichkeit des Töpfchens besann, und dies schien die Flammen ihres Zornes noch höher schlagen zu lassen. Belferd und schimpfend trat sie auf den Apostel zu und wollte ihn an den Kleidern packen, als sie sich einem gänzlich fremden Menschen gegenüber sah, der vom Fett, das sich über ihn ausgegossen nicht gerade am schönsten ausschaute. Aber auch dies vermochte die Frau nicht zu besänftigen und laut schrie sie Petrus an: „So, bist du der fremde Lump, der sich in unserem Dorfe herumtreibt, die Männer ins Wirtshaus lockt, sie beim Kartenspiel betrügt und ihnen mit verrückten Ideen den Kopf verdreht? Wart', ich will dir's austreiben, du Tagedieb!“

Mit diesen Worten griff sie nach einem in der Nähe stehenden Besen, und Petrus schoss wie eine abgefeuerte Flintenkugel zur Türe hinaus, denn er war nicht begierig, zu allem andern noch Prügel zu erhalten.

Petrus, nachdem er sich ausser Reichweite der schlagfertigen Sattlerin befand, betrachtete sich und stellte fest, dass er nicht besonders ansprechend und mit der Beule an seiner Stirn, die sich langsam zu einem kleinen Horn entwickelte, beinahe furchterregend aussehen musste. Das lauwarne Fett war ihm über Hals und Rücken hinuntergelaufen und verursachte ihm gewaltiges Unbehagen. So in Betrachtung seiner Person vertieft, kam ein Mann auf ihn zu, den er am Habitus als den Sattler erkannte, dessen äusserst flüchtige Bekanntschaft er im dunklen Flur seines heimeligen Hauses gemacht hatte. Dieser aber mass Petrus mit bösen Blicken, denn er hielt ihn für einen geheimen

Buhlen seines Weibes, obwohl er sich nicht recht vorstellen konnte, was dieser an seinem hässigen Hausdrachen besonderes fand. Aber ein fremder Handwerksbursche, der sich seit einiger Zeit im Dorf aufhielt, sich mit allerlei Hokuspokus als Hellscher ausgab und in einer der beiden Dorfspinten das grosse Wort führte, hatte dem Sattler auf den Kopf zugesagt, dass der Grund der Bosheit seiner Frau darin zu suchen sei, dass sie hinter seinem Rücken mit einem fremden Manne gimpel. Seitdem betrachtete der Sattler aufmerksam jeden Mann, der das Haus betrat. Als er nun bei seiner Flucht vorhin den Fremden über die Schwelle kommen sah, wurde er misstrauisch und kehrte um, zu sehen, was dieser in seinem Hause zu suchen habe. Da er sich nun diesem vermeintlichen Nebenbuhler gegenüber sah, konnte er keine grosse Freundlichkeit aufbringen. Dessen fremdländische Kleidung bestärkte sein Misstrauen, und er war beinahe sicher, den Kerl vor sich zu haben, um dessetwillen der Friede in seinem Hause keinen festen Fuss fassen wollte. Die Sattlerin war trotz ihrer jähren und unbeherrschten Natur ein stattliches Weib, das, wenn man von seinen Uebeln absah, einem Manne schon noch gefallen konnte. Je länger er den Apostel ansah, um so stärker begann die Wut in ihm zu kochen, und böse zischte er hervor:

„Was spionierst du am hellen Vormittag in fremden Häusern herum, he? Glaubtest du, es sei günstig, wenn der Alte beim Frühschoppen sei? Aber warte, ich will dir's beibringen, dass es dir für immer vergeht, fremden Weibern nachzustreichen.“

Petrus aber wartete nicht, sondern entfloh im Nebel, so schnell ihn die Beine zu tragen vermochten.

Kaum aber war er dieser brenzligen Lage entronnen, als die Dorfhunde von allen Seiten auf ihn zukamen und mit eingezogenen Schwänzen gegen ihn zu jaulen und zu bellen begannen, denn sie hatten mit ihrer feinen Witterung den Geruch des Hundefettes wahrgenommen, der dem Apostel anhaftete und hielten ihn für einen ausgemachten Mörder und Vernichter ihres Geschlechtes. Nun veranstalteten sie, ihre sonstigen Streitigkeiten vergessend, eine allgemeine Protestkundgebung gegen diesen Mann, an der vom grössten Hofhund bis zum kleinsten Kläffer alles teilnahm was Hund hiess. Es war ein solcher Lärm um den armen Petrus her, dass er sich kaum mehr vorwärts zu schreiten getraute.

Unterdessen waren die Dorfbewohner auf den Lärm aufmerksam geworden und glaubten, als sie die gesamte Hundeschaft um den Fremden versammelt sahen, er wolle diese entführen, wie der Mann zu Hameln die Ratten. und sie machten sich auf mit Mistgabeln, Dreschfliegeln, Rebstecken und anderen Wehrinstrumenten, derer sie in der Eile habhaft werden konnten. So zogen sie aus mit grossem Geschrei, dem Kerl den Garaus zu machen, der so freventlich ihre Hunde von dannen locken wollte. Als Petrus diesen Lärm hörte und die bewaffnete Schar sah, die aus dem Nebel auf ihn zukam mit drohenden Gebärden, da rannte er wie ein gehetztes Wild und verbarg sich im nahen Walde.

Erst als sich die lärmenden Dorfbewohner mit ihren bellenden Kötern verzogen hatten und weit in der Runde kein verdächtiges Geräusch mehr zu hören war, schlich Petrus, zitternd vor Furcht und ausgestandenen Schrecken den Weg zum Schlosse empor und atmete befreit auf, als er die Zugbrücke hinter sich hatte und in den lichterfüllten Schlosshof trat, wo er die anderen Jünger auf der steinernen Bank die den Brunnen umgab, in der Sonne sitzen sah. Diese staunten nicht wenig, als sie den übel zugerichteten Petrus sahen, und Johannes, der gewaltiges Mitleid mit ihm

empfang, eilte, Christus herbeizuholen, der mit Ritter Konrad in einer der Schlossstuben sass.

Der Meister kam in Begleitung des Schlossherrn und der gütigen Frau Hildegard, und nun erzählte Petrus, was ihm im Dorfe widerfahren war. Die eifrig horchenden Jünger konnten sich nicht mehr halten und brachen in schallendes Gelächter aus, als sie hörten, welch' schlimme Abenteuer Petrus bestanden hatte. Frau Hildegard aber eilte davon, dem geplagten Jünger ein Bad bereiten zu lassen und saubere Kleider für ihn zurecht zu legen, damit er sich umziehen könne. Der Schlossherr erkannte als erfahrener Jäger sofort den Geruch des Hundefettes und gab Aufklärung, weshalb sich die Vierbeiner so unfreundlich gegen Petrus benommen hatten. Ritter Konrad beschloss, das Ehepaar gehörig zu bestrafen, aber Christus, der dessen Gedanken erriet, sprach zu ihm:

„Ueberlasst das mir, bester Ritter, die Geschichte wird schon in Ordnung kommen.“

Petrus eilte davon, sich in die milde Obhut der Schlossherrin zu begeben, aber nicht, ohne einen strafenden Blick auf die Jünger zu werfen, die immer wieder in neues Lachen ausbrachen, so oft sie sich die Geschichte vorstellten.

In der folgenden Nacht aber schickte Christus den Engel des Herrn in das Schlafgemach der Sattlersleute. Dieser trat lautlos an das Bett der schlafenden Sattlerin, hielt seine Hand über ihre Stirn und hauchte ihr einen bösen Traum ein.

In diesem sah sie sich vor dem Hause stehen, um den Hof zu wischen, als sich der Boden vor ihr auflutet und eine Treppe sichtbar wurde, die über unzählbare Stufen in die Tiefe führte. Mit unwiderstehlicher Gewalt trieb es sie, diese Treppe hinab zu steigen, all' die vielen tausend Tritte, bis sie endlich vor einem gewaltigen, eisernen Tore stand. Ohne ihr Wollen klopfte der Besen, den sie noch in der Hand hielt dreimal laut an das Tor. Mit einem Knall sprang dieses auf, und ein grosser Teufel mit unheimlichen Glutaugen sprang heraus und pflanzte sich vor dem erschrockenen Weibe auf.

„Ei guten Tag Frau Gevatterin“, begrüßte er sie mit wahrhaft teuflischem Grinsen, „ihr säumt lange mit eurem Besuch, denn wenn ich recht berichtet bin, seid ihr schon lange würdig, in unser Reich aufgenommen zu werden. Man hat es wirklich nicht mehr leicht, höllenswürdige Leute zu finden heutzutage. Ab und zu ein Schärlein Heuchler, dann ein paar Schelmen und Vögte, die es mit der Ehrlichkeit nicht so genau nehmen, das ist bald die einzige und für einen rechten Teufel sehr magere Beute. Aber ein so richtig boshaft Weib, von dem man sagt, dass es drei Teufel im Leibe habe, das ist mir schon lange nicht mehr vors Tor gekommen. Darum herzlich willkommen' bei uns.“

Mit diesen Worten drückte er dem Weibe die Hand, und es war der Sattlerin, als führen ihr sieben Blitze im Leibe herum, so dass sie laut aufschrie.

„Nun aber komm“, lachte der Teufel, „ich will dich meinen Gesellen zeigen, sie freuen sich schon lange auf dich.“

Er setzte das Weib auf den Besen, den es noch krampfhaft in der Hand hielt, und dieser, als sei der böse Geist in ihn gefahren, schoss los wie ein scheu gewordenes Pferd und fuhr mit ihr in der Hölle herum, dass die Funken stoben und ihr in der fürchterlichen Hitze die Haare restlos vom Kopfe weg brannten. Der Teufel lachte unbändig, als sie auf dem Besen von ihrer ersten Höllenrundfahrt zurückkehrte und sprach zu ihr: „So, gute Freundin, jetzt seht ihr schon ein wenig höllensmässiger aus, seit euch meine Geister den Haarschopf wegbrannten, der euch immer noch den Reiz der Weiblichkeit verlieh. Aber derlei Firlanz brauchen wir hier nicht. Bei uns zeigt jeder seine wahre Fratze.“

Mit diesen Worten führte er das Häuflein Angst, in dem niemand mehr die resolute Sattlerin hätte erkennen

können, durch eine Türe in einen kleinen Raum, wo er sie warten hiess. Er habe noch ein paar Kunden zu bedienen, aber seine Gesellen werden ihr inzwischen die Zeit schon kurz machen. Er verschwand, und die Türe fiel mit lautem Knall hinter ihm ins Schloss. Es war fürchterlich heiss in diesem engen Kämmerlein und die Hitze wurde immer ärger, so dass die Sattlerin zu ersticken glaubte und laut um Hilfe rief. Ein höllisches Gelächter, von dem sie nicht wusste, wo es her kam, war die Antwort. Da versuchte sie das Fenster aufzureissen, aber dieses gab nicht nach. Wie sie nun voller Verzweiflung durch die Scheiben sah, bemerkte sie eine Schar kleiner Teufel, die blitzgeschwind ganze Berge von Kohlen heranzuführten, und kaum war dies beendet, kam ein mächtiger Feuerdämon mit einer Fackel heran, warf sie in die Kohlenhaufen, und im Nu loderten helle Flammen um die Sattlerin. Die Hitze wurde immer mächtiger, die Wände begannen zu glühen und nirgends war ein Ausgang aus dieser Marter. So sehr sie auch schrie und bat, heulte und stöhnte, immer war nur dieses Gelächter die Antwort. Auf einmal sprach eine dunkle Stimme: „Sieh, solange wie du während deines Erdenlebens deinen Mann aufs Essen warten liessst, um ihn damit zu ärgern, so lange musst du in der Glut verbleiben.“ Vor Hitze halb von Sinnen wünschte sie mit aller Inbrunst, dass sie es auch nur einmal weniger getan hätte, und noch nie hatte sie in ihrem Leben etwas so tief bereut, wie diesen Trick, den sie so oft als möglich voll hämischer Freude angewendet, um ihren Mann recht zu ärgern.

Ihr schien, ein Jahr sei vergangen, als der Teufel endlich erschien, um sie herauszulassen. Voll ungeheuchelter Schadenfreude erkundigte er sich nach ihrem Befinden. Da sie klagte und jammerte, lachte er auf: „Ihr werdet euch noch an manches gewöhnen müssen, Frau Gevatterin. Ihr hättet solches früher bedenken sollen.“

Mit diesen Worten packte er sie und stellte sie an einen glühenden Pfahl. Flugs rannten die kleinen Teufel herbei und banden sie daran fest, dass sie kein Glied mehr rühren konnte. Dann sprangen sie davon und brachten ganze Arme voll glühender Pfeile herbei, die sie in einiger Entfernung zu Haufen schichteten. Unter Schmerzen jammernd, die ihr der glühende Pfahl verursachte, fragte sie voll entsetzlicher Angst, was da werden solle.

„Das werdet ihr gleich sehen“, lachten die Teufelchen grimmig, holten Bogen herbei und begannen nach ihr zu schiessen. Nachdem sie über und über mit solchen Pfeilen gespickt war, kamen die Schützen herbei, drehten die glühenden Geschosse in den Wunden um, zogen sie wieder heraus, um das gleiche Spiel von neuem zu beginnen.

„Au au.... auuu.....!“ schrie die derart Gepeinigte auf, „womit habe ich diese grässliche Marter verdient?“

„Diese Pfeile sind die bösen Worte, die ihr eurem Manne gegeben habt, um ihn zu beleidigen und zu verletzen“, grinste der grosse Teufel, sich an ihren Qualen weidend. „Es sind genau so viel Pfeile wie üble Worte, die ihr brauchtet für euren Mann.“

„O du mein Gott!“ stöhnte sie, „so kommt denn alles Böse auf uns selbst zurück?“

„Alles!“ dröhnte eine fürchterliche Stimme, welche die ganze Hölle erzittern machte.

Als der Engel des Herrn sah, dass der Traum im Flusse war und das Weib sich stöhnend auf dem Lager zu wälzen begann, trat er an das Bett des Mannes, legte auch diesem die Hand auf, und auch er hatte einen schlimmen Traum.

Er sah sich inmitten einer paradisisch schönen Landschaft dahinwandern. Aber wie er so wanderte und die Sonne heiss herniederschien, begann ihn der Durst zu plagen. Nach langem sah er in der Ferne einen Brunnen. Er eilte darauf zu, aber so sehr er auch pumpte, kein Tröpflein Wasser kam, das ihm den Durst hätte löschen können. Verzweifelt ging er weiter und kam nach einer Weile an

ein munteres Bächlein, das herrlich schönes und klares Wasser führte. Freudig warf sich der Sattler auf den Bauch und begann aus dem Bächlein zu trinken. Aber entsetzt spie er das Wasser wieder aus, denn es schmeckte scharf und salzig und sein Durst stieg ins Ungemessene. Traurig zog er weiter und kam zu einem Baum, der voll der schönsten Äpfel hing. Schnell sprang er darauf zu, riss eine Frucht vom Baum und biss gierig darein, um den quälenden Durst zu stillen. Aber voller Abscheu spie er auch diese Frucht aus, denn sie schmeckte bitter wie Galle. Der Durst machte den Sattler fast toll, und weiterirrend kam er zu einem Hause, vor dem ein schönes Mädchen stand. Er warf sich diesem vor die Füsse und bat um einen Schluck Wasser. Da sah ihn das Mädchen traurig an und sprach: „Armer Mann, ich kann dir kein Wasser geben, es sei denn, du bereuest von ganzem Herzen, dass du gegen dein Weib immer so rauh und böse bist. Sieh' wie du an jenem Brunnen vergeblich pumptest, auf einen Tropfen Wasser hoffend, so hat dein Weib oft vergeblich auf ein gutes Wort von dir gehofft. So wie du durstiger denn zuvor von jenem Bächlein gingest, so ging sie manchmal traurig von dir, wenn sie des Trostes bedürftig, dein Herz verschlossen fand. So bitter enttäuscht, wie du jenen Apfel von dir warfst, war dein Ehegespons oft, wenn sie Liebe suchend zu dir kam und du sie von dir stiessst. So du dein Unrecht einsiehst und von ganzem Herzen bereust, wenn du mir versprichst, in Zukunft besser zu sein, dann will ich dir Wasser geben.“

Da fiel es wie Schuppen von den Augen des Sattlers, und er erkannte, dass das Mädchen wahr gesprochen. Deshalb bereute er, was er getan und mit ehrlichem Herzen versprach er, sich zu bessern. Da verschwand das Mädchen und just in jenem Moment, da es wiederkam, ihm den vollen Becher zu reichen, erwachte er schweissgebadet und sah, noch ganz befangen von Traum und Schlaf, den Engel des Herrn mit erstem Angesicht vor seinem Bette stehen. Aber wie er sich die Augen ausrieb, die Erscheinung besser zu sehen, war sie verschwunden, und statt dessen sah er sein Weib aufrecht im Bette sitzen mit entsetzten und verweinten Augen.

„Hast du den Engel gesehen?“ fragte sie ihn, und er nickte mit dem Kopfe, noch ganz wirr von seinem schrecklichen Traum. Da erzählte das Weib, was ihr im Traume begegnet, und er erzählte ihr, welche Qualen er erduldet hatte, und da sie beide den Engel gesehen, der an ihren Betten gestanden, wussten sie, dass der liebe Gott sie hatte warnen wollen durch den Traum, den er ihnen gegeben. So versprachen sich die beiden, den Streit für immer zu begraben, und dieses Versprechen hielten sie getreulich.

Als Christus einige Tage später mit den Jüngern Abschied nahm von den lieben und gastlichen Rittersleuten auf Klingeneegg und darauf durch das Dorf kam, sassen die beiden Sattlersleute einträchtlich auf dem Bänklein vor dem Hause und hielten Mittagsrast. Da sie Christus erkannten, gingen sie zu ihm hin, fielen vor ihm auf die Knie und baten um seinen Segen. Christus segnete sie und zog weiter. Die beiden hatten nun aber auch Petrus erkannt, dem sie so übel mitgespielt, und sie eilten, ihn für die erwiesene Unbill um Verzeihung zu bitten, die er ihnen gerne und freundlich gewährte.

Eine Umstellung in seinen Gewohnheiten fällt manchem schwer

und doch, einmal getan, merkt man, dass das Neue besser ist und dass man zum Alten nicht mehr zurückkehren möchte. So wird es auch Ihnen gehen, wenn Sie einmal Ihre Zähne mit der neuen, besseren Methode gereinigt haben, mit der flüssigen Zahncreme Ultradent. Die flüssige Zahncreme ist wirklich angenehm, äusserst sparsam und reinigt Ihre Zähne so wie es Ihr Zahnarzt wünscht. Monatspackung 60 Cts. Originalpackung 1.75, in allen Fachgeschäften